

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Fünfundzwanzigstes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Allein wir müssen uns wohl einmal wieder nach unseren Quitzow's umsehen, um welche wir bisher unbekümmert waren. Auch konnten wir es, denn sie lebten beide ruhig in Quitzhövel, obgleich sie mit dieser Ruhe wenig zufrieden waren. Im vorigen Jahre hatte Elisabeth einen Sohn geboren, der nach dem Vater den Namen Dietrich erhielt. Dadurch war dessen Gedanken ein bestimmteres Ziel gegeben, doch war für seine Beschäftigung damit wenig gewonnen, weil die Erziehung der Kinder und auch die der Knaben in den ersten sechs Jahren gänzlich den Frauen anheim fiel; dann aber wurden die Knaben meistens aus dem Hause gebracht und auf das Schloß irgend eines Ritters oder eines Fürsten gegeben, wo sie zuerst noch durch Frauen, dann durch Dienste bei dem Ritter ihre Erziehung erhielten. Die Lebensweise eines Edelmanns der damaligen Zeit konnte daher durch die Geburt eines Kindes keine Veränderung erleiden.

Die Quitzow's hatten, wie schon früher angegeben wurde, auch in der Herrschaft Ruppin Besitzungen, nicht eben ganze Dörfer, sondern Anteile an denselben und mancherlei Hebungen, die sie nicht selten in Streitigkeiten verwickelten, weil diese immer gemeinschaftlich mit anderen erhoben wurden. Eben jetzt, im Frühjahr des Jahres 1397, war wieder ein solcher Fall vorgekommen, durch welchen sie ihre Rechte gekränkt glaubten, und der ihre persönliche Anwesenheit zu fordern schien. Daher beschloßen beide, dahin zu reisen und bei dieser Gelegenheit ihren weitläufigen Verwandten, den Grafen Ulrich und Günther von Lindow, welchen die Herrschaft Ruppin gehörte, einen Besuch zu machen.

Sie reisten Dienstag, den 29. Mai von Quitzhövel mit einem Gefolge von Knechten ab und gingen über Damelack, Breddin, Stüdenitz und Zernitz nach Wusterhausen an der Dosse. Es war die Betfahrtswoche, in welcher sie die Reise unternommen hatten, das heißt, die Woche nach dem Sonntage Rogate, in welche das Fest der Himmelfahrt Christi fällt. Seit alten Zeiten hatte die Kirche verordnet, daß an den dreien Tagen, zwischen dem Sonntage Rogate und dem Auf-

fahrtsfeste oder Montag, große Prozessionen abgehalten werden sollten, von welchen eben die Woche den Namen der Betfahrtswoche erhalten hatte, ein Gebrauch, der überall streng beobachtet wurde, wenn man auch weiter nicht wußte, weshalb es geschah. So fanden denn auch unsere Reisenden überall die Gemeinden mit dieser Andachtsübung beschäftigt. Man umzog mit Kreuzen und Kirchenfahnen unter Vortragung der Heiligenbilder und unter Anführung der Geistlichen die ganze Feldmark des Ortes auf gebahnten und ungebahnten Wegen, indem man mit dem Umgehen der Kirchhofsmauer und dann des Dorfes anfang. Die Gemeinde sang dabei Litaneien und Kirchengebete und hielt durch diese Umgänge die Flur für gesegnet, weshalb auch so viele Kreuze als möglich der Prozession vorgetragen wurden. Hiervon hieß die Woche auch die Kreuzwoche. Das Läuten der Kirchenglocken begleitete die Gefänge der Gemeinde, so lange sie auf ihrem Segensgange dahinwandelte*).

Der schöne heitere Frühlingstag erhielt eine eigentümliche festliche Färbung durch dieses vielfache Glockengetön, welches auch unsere Reiter auf ihrem ganzen Wege umsummte. Denn ehe sie, besonders auf der letzten Hälfte des Weges, die Feldmark eines Dorfes verlassen hatten, ehe das Geläute seiner Glocken in der Entfernung erstarb, empfing sie bereits der Glockenton des vor ihnen liegenden Dorfes, schallten die Klänge der seitwärts liegenden Dörfer herüber. Es war, als ob die Lerchen mit ihrem jubelnden Gesange über der grünen Saat sich auf diesen Glockentönen schaukelten und ihr fröhliches, fast wie der Flug eines Schmetterlings dahin gaukelndes Lustgeschwirr bildete einen reizenden Kontrast zu den ernstesten Litaneien der unter ihnen dahin wandelnden Prozessionen, deren Gesang dennoch höher hinaufstieg als der ihrige, weil er nicht bloß das Gefühl der Brust ausströmte, sondern auch ein höheres Ziel suchte. In Zernitz kehrte die Prozession eben heim, als die Duitzows in das Dorf einreiten wollten. Sie stiegen, wie es die Sitte wollte, vom Pferde, entblößten ihre Häupter und schlossen sich mit den meisten ihrer Knechte der Prozession nach der Kirche an, indem zwei Knechte ihre Pferde nachführten. Vor der Kirche machte ihnen der Geistliche aus Dankbarkeit das Zeichen des Kreuzes und besprengte sie mit Weihbrunn, worauf sie ihre Reise fortsetzten und Wusterhausen früh vor Abend erreichten.

Die Stadt gehörte bereits zur Herrschaft Ruppin und war sehr fest, mit Wall und Mauer wohl bewahrt. Die Gegend rings umher war sehr fruchtbar und gut angebaut. Ehe sie das Kampeler Thor erreichten, traten unsere Reiter in die vor demselben belegene St. Stefanskapelle ein**) und verrichteten daselbst ihre Andacht, welche durch die

*) Waser, hist. diplom. Zeitbuch sub Betfahrtswoche.

**) Bratring, die Graffschaft Ruppin S. 350.

Eindrücke des Tages, besonders angeregt war. Im Norden der Stadt lag ein festes Schloß, welches früher den Herren von Plotho gehört hatte. Eine Menge Wassermühlen vor der Stadt zwischen den Gärten gaben hübsche Ansichten. Die Quitzows blieben heut hier liegen und brachten die Nacht in einer Herberge zu.

Am andern Morgen, Mittwochs, zogen sie weiter zum Wildberger Thore hinaus, vor welchem sie vor dem St. Spiritus-Hospital und dessen Kapelle vorbeikamen und dann durch das jetzt nicht mehr vorhandene Dorf Doven-Garß ritten*). Auch heute wurden, wie gestern, Betfahrten gehalten, auch heute ertönte überall Glockengeläut und das Wetter war eben so schön.

Sie kamen durch Meßeltin und Ganzer nach Wildberg. Letzteres — jetzt ein Dorf — war damals ein Städtchen oder ein Burgflecken und auf drei Seiten mit Wall und Mauer umgeben. Auf der vierten Seite schützte es ein Morast und die Burg auf der Ostseite der Temnitz, welche vermittels einer Zugbrücke und eines Dammes mit dem Städtchen zusammenhing. Der Burgwall war überall 56 Schritt breit, und das Schloß beherrschte die umliegende Gegend nach allen Seiten auf anderthalb Meilen**). Aus seinen Fenstern übersah man mit einem Blick achtzehn Dörfer, und die Städte Neu-Ruppin, Busterhausen und Zehrbellin schlossen den Horizont. Die Quitzows freuten sich der schönen Lage desselben in höchst fruchtbarer Gegend und zogen dann weiter durch Ketzlin, Dabergoß und Bechlin nach Neu-Ruppin, wo sie mittags ankamen.

Es war dies die Hauptstadt der gleichnamigen Herrschaft, auf einer hohen sandigen Ebene am Rhienensee gelegen. Sie war sehr fest. Hohe Mauern mit Thürmen und Wachthäusern, dreifache Wälle und Gräben umgaben sie auf drei Seiten. Auf der vierten bespülte der See die Stadtmauern.

Sie hatte drei Thore in den Wällen, jedes doppelt, sehr eng und mit Thürmen versehen. Ihre Straßen waren schmal und keine über 40 Fuß breit. In der Stadt standen drei Kirchen, unter welchen die Marien- oder Pfarrkirche als eine der größten in diesen Gegenden galt. Es war ein edles gothisches Gebäude, dessen Gewölbe von vier Pfeilerreihen getragen wurde, die mit den Bildnissen berühmter Ruppiner verziert waren. Sie hatte 27 Altäre und war überaus prächtig geschmückt. Am nordwestlichen Ende stand ein hoher steinerner Turm mit einem kupferbeschlagenen Dache. In der Stadt befand sich ein Dominikanerkloster, dessen Kirche zwei Thürme hatte. Vor den Thoren lagen noch

*) Bratring, die Grafsch. Ruppin S. 361.

***) U. a. D. S. 443. 444.

das heilige Geisthospital, das St. Georgenhospital und das St. Gertraudshospital mit den dazu gehörigen Kapellen. Neben dem Kloster standen eine Menge Häuser, in welchen Beguinen beisammen lebten. Die Grafen wohnten in der Regel in Alt-Ruppin und hatten in Neu-Ruppin nur ein Absteigequartier, den sogenannten Grafenhof in der Scharnstraße, der Kirche gegenüber. Seit sechs Jahren besaß Ruppin auch eine Kalandsgesellschaft und einen Kalandshof in der großen Beguinenstraße. Die daselbst vorhandene Glendengilde war fast ganz eingegangen. Außerdem bestand noch eine Gesellschaft der Privatherrn, der Terminarier und die der Achenfahrt, mit milden Zwecken*).

Unsere Duitzows hielten sich in Neu-Ruppin nicht auf, sondern ritten hindurch, nicht ohne eine Art von Reid bei der Betrachtung der festen Lage der Stadt zu fühlen. Eine Viertelmeile davon entfernt gelangten sie nach dem viel kleineren Alt-Ruppin, das nur aus einer Straße bestand, welche vom Rhien und Rhiensee umflossen wurde. Westlich lag der Kiez, aus schlechten Fischerhäusern bestehend, die winklich in einander gebaut waren und keine Straße bildeten, obwohl er übrigens ein nicht kleines Dorf mit eigenem Schulzen und Krüge ausmachte**).

Am südlichsten Ende der Stadtstraße, ganz nahe am Rhiensee, prangte das gräfliche Schloß, die Planenburg genannt, in vorzüglich edler Bauart, deren hohe Mauern, Türme und Gräben sie zu einer der ansehnlichsten Burgen der damaligen Zeit machten. Der tiefe und breite Graben, der sie umgab, stand mit dem See in Verbindung und erhielt von ihm immer frisches Wasser. Eine aus Werkstücken und gehauenen Steinen überaus fest aufgeführte 36 bis 40 Fuß hohe Mauer erhob sich hinter dem Graben und umgab in weitem Umkreise das Schloß; auf der Mauer ragten einige zwanzig runde Türme empor. Nur an der Nordseite führte eine Zugbrücke und ein einziges Thor hindurch und auf den Burghof. Er war rund und auf allen Seiten mit Gebäuden besetzt, welche sich an die Mauer lehnten. Dem Eingange gegenüber stand das gräfliche Schloß, schon seit mehr als zweihundert Jahren die Residenz der gräflichen Familie, welches mit der Schloßkirche und dem rechten Flügel einen viereckigen Hofraum umschloß. Das Gebäude hatte nur zwei Geschosse, aber es war massiv und von dauerhafter Bauart, mit sehr vielen Zimmern und Sälen, deren Decken mit meisterhafter Stuccaturarbeit verziert waren. Eine vorzüglich schöne Treppe führte zum zweiten Geschosse, in welchem sich über dem Portale eine kleine Kapelle befand, mit einem Altar, einer gewölbten Decke und verschiedenen in Stein gehauenen Bildsäulen der Grafen ausgeziert***). Sie war der heiligen

*) Bratring, Graffsch. Ruppin S. 311 f. 388.

***) A. a. D. S. 388.

***) A. a. D. S. 390.

Anna gewidmet und diente der gräflichen Familie zu den täglichen Messen. Am südlichen Ende des linken Flügels stand die ansehnliche Schloßkirche. Das Ganze machte auf den Beschauer einen mächtigen und großartigen Eindruck, der selbst unseren Quizows imponierte und ihnen das Geständnis abzwang, kaum ein schöneres Schloß gesehen zu haben.

Sie wurden von der gräflichen Familie freundlich empfangen und eingeladen, auf der Burg zu wohnen, was sie gern annahmen. Noch heute machten sie ihre nicht allzu verwickelten Geschäfte mit den Grafen ab, und blieben am nächsten Tage, dem Himmelfahrtsfeste, im Schlosse, wo sie mit der gräflichen Familie dem Gottesdienste beiwohnten. Heute wurde die große Osterkerze ausgelöscht als ein Zeichen, daß der Herr nun nicht mehr auf Erden wandle. Da ihre Geschäfte unsere Quizows indessen noch weiter führten, so beurlaubten sie sich bei den Grafen, verließen am nächsten Morgen das Schloß und zogen nach der Stadt Lindow, welche anderthalb Meilen östlich von Ruppın zwischen drei Seen gelegen.

Wedego von Quizow auf Rühstädt hatte an die Äbtissin des Prämonstratenser Nonnenklosters in Lindow, Frau Agnes, die Urbede von Lindow für 100 Schock verpfändet*), wobei unsere Quizows nicht ganz unbeteiligt waren, und um ihre Rechte zu wahren, hatten sie persönliche Verhandlungen dem schriftlichen Verfahren vorgezogen. Das Kloster war eines der reichsten in hiesiger Gegend und besaß außer der Stadt Lindow achtzehn Dörfer und zwanzig wüste Feldmarken, wovon sechsunddreißig Nonnen und ein Propst sehr bequem und gemächlich lebten**). Es hatte eine sehr schöne Lage auf einer Landzunge, die sich ganz in den Westsee hineinzog. Die Gebäude waren groß und von edler Bauart. Der zusammenhängende Klosterhof mit allen seinen Kreuzgängen imponierte durch einen ansehnlichen Umfang. Die Klosterkirche, welche zugleich die Stadtkirche war, hatte 44 Schritt Länge und zwölf Schritt Breite. Zwischen den eigentlichen Klostergebäuden und der Stadt lag der Wirtschaftshof, und auf der nördlichen Seite neben dem Kirchhofe eine Kapelle und mehrere Häuser für Dienstleute***).

Dietrich und Johann ließen sich bei der hochwürdigen Frau Agnes melden und wurden vorgelassen. In Gemeinschaft mit dem Propste wurden die Geschäfte verhandelt und endlich zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht. Da sie weiter in Lindow nichts zu suchen hatten, so ritten sie noch heute nach Alt-Ruppın zurück. Doch mochten sie die

*) Preuß. Brandenb. Miscellen. Bd. II. S. 68. 70.

***) U. a. D. S. 58.

***) U. a. D. S. 67.

Grafen nicht abermals mit einem Besuch belästigen, gingen deshalb nach Neu-Ruppin und kehrten in einer Herberge ein.

Es war noch früh; sie machten darum einen Besuch bei dem Bürgermeister Jobst Witte, mit dem noch einiges zu verhandeln war. Als sie abends nach Hause kamen, fanden sie ihre Stuben erbrochen und mehrere ihrer wertvollsten Sachen waren verschwunden. Die Knechte hatten nichts davon bemerkt, auch der Herbergswirt und seine Leute wußten darüber keine Rechenschaft zu geben. Aber der Wirt war in großer Bestürzung, denn es war ihm seit einiger Zeit schon mehrmals begegnet, daß seinen Gästen Sachen entwendet worden waren, und er fürchtete nicht mit Unrecht für den Ruf seiner Herberge.

Es ist ein wahres Unglück, sprach er, seit längerer Zeit schon wird hier in Neu-Ruppin gar viel gestohlen, aus Häusern und selbst aus Kirchen, aber niemand weiß, wo es bleibt. Die Obrigkeit hat sich schon viele Mühe gegeben, um die Diebe auszumitteln, die gar sehr verschlagen sein müssen; die ganze Stadt ist empört darüber, und selbst die einzelnen Bürger haben gethan, was möglich ist, um die Diebe heraus zu kriegen. Schickt nur sofort einen eurer Leute zum Viertelsmeister und laßt eine Anzeige von dem Diebstahle und von dem gestohlenen Gute machen.

Es geschah. Johann schrieb dem Knechte auf, was sie vermißten, und dieser begab sich fort.

Man hat, fuhr der Herbergswirt fort, schon bei vielen Haussuchung gethan, welche man in Verdacht hatte, daß sie vielleicht nicht ganz unschuldig bei allen diesen Diebstählen gewesen wären. Man hat sie überrascht, aber dennoch nichts gefunden. Gnade Gott dem, der entdeckt wird. Ich selber gäbe ein Ansehnliches drum und wollte mir's was kosten lassen. Erst ganz vor Kurzem war einer hier, der verstand die Kunst, das Sieb laufen zu lassen. Er hat seine Kunst gemacht, und ich habe ihm dafür bezahlt, aber er hat nichts herausgebracht.

Dietrich Schwalbe. I, hat er es auch recht gemacht? Das versteht nicht ein jeder.

Der Wirt. Er nahm eine Zange, faßte sie nur mit zwei Fingern an und legte ein Sieb darauf. Dann sprach er gewisse Gebete und nannte die Namen derer, auf welche wir Verdacht hatten. Nun hätte es bei dem Namen des Schuldigen wackeln oder zittern oder auch wohl gar sich drehen sollen, aber es blieb still liegen*).

Dietrich Schwalbe. Das glaub' ich wohl. Da wird es sich auch nie drehen, denn das ist ganz falsch gemacht. Seht, ihr müßt eine Zange nehmen, so groß, daß man ein Sieb, welches aber ererbt sein

*) Schauplatz ungereimter Erzähl. II. II. S. 183.

muß, damit zu beiden Seiten des Randes anfassen kann. Mit ihr wird es so in die Höhe gehoben, daß das Netz des Siebes eine gerade Wand bildet, und zwei Personen müssen die Zange fassen und zusammen drücken, doch bloß mit dem Mittelfinger der Hand. Darauf macht der Meister die Beschwörung und sagt: Dies, mies, jeschet, benedoeset, dowima, enitemaus. Dann nennt er die Namen der verdächtigen Personen, und sobald der Name des Diebes genannt wird, dreht sich das Sieb um*).

Der Wirt. Nun, da kannst du gleich den Versuch machen, ob die Sache geht und du den Dieb heraus bringst.

Dietrich Schwalbe. Ja, wenn ich nur gewiß wäre, daß mein Spruch der rechte ist und keine falschen Wörter darunter sind, denn alsdann geht es nicht. Ich habe es bei einer andern Gelegenheit schon einmal probiert und nichts heraus gebracht. Aber so viel ist gewiß, euer Meister hat die Sache ganz falsch angefangen, da wird es nun und niemals etwas.

Der Wirt. Wir haben uns auch schon Mühe gegeben, den berühmten Stein zu bekommen, durch welchen man sich unsichtbar machen kann. Denn seht einmal, wenn man solchen Stein hat, so müßte es doch mit dem Deixerl zugehen, wenn man den Dieb nicht ertappen sollte. Man sähe unsichtbar mit aller Bequemlichkeit zu.

Sohann. Nun, und ihr habt den Stein bisher noch nicht erhalten?

Der Wirt. Nein, vor drei Monden war ein Mensch hier, der wollte mir ihn gewiß schaffen, und ich habe ihm auf zwei Wochen Herberge gegeben und gefüttert, aber er konnte ihn nicht kriegen.

Dietrich Schwalbe. Wie fing er es denn an?

Der Wirt. Seht einmal, der Stein ist nirgends anders als in einem Zeisigneste zu finden, aber versteht wohl, nicht in jedem. Auch kann ihn kein Mensch darin antreffen, sondern nur ein Vogel und es hält schwer, ihn von diesem zu kriegen, denn sowie er ihn in den Schnabel nimmt, ist er ja unsichtbar, das begreift ein Kind. Wie soll man denn einen unsichtbaren Vogel fangen? Nun fing mein Meister das ganz pfiffig an. Er stieg hinauf zu einem Rabenneste und langte sich einen jungen Raben heraus. Ihr hättet die Alten sehen sollen, die wollten ihm die Augen aushacken. Aber er wehrte sich tüchtig und erwürgte den jungen Raben, den hing er dann tot neben dem Neste auf. Denn ihr müßt wissen, der Rabe kann das nicht mit ansehen, daß eines seiner Zungen ihm da immer tot vor dem Neste und vor seinen Augen baumelt. Er versucht anfangs, ihn los zu machen und den

*) Tract. de Spec. Magiae in Cornel. Agrippae Op. Schauplatz unreimter Erzählungen. Tl. II. S. 182.

Faden zu zerbeißen und zu zerreißen, der darum recht stark sein muß. Wenn er nun findet, daß das nicht geht, dann fliegt er umher und durchsucht die Zeisignester, ob er nicht den Stein der Unsichtbarkeit finde. Hat er ihn endlich, so steckt er ihn dem toten Jungen in den Schnabel, und nun braucht man nur hinauf zu steigen und ihn herunter zu holen*).

Johann. Man sieht ja aber den toten Vogel nicht.

Der Wirt. Ei der tausend, ich habe vergessen zu sagen, daß man dem toten Vogel einen roten Faden ums Bein bindet, der bis zur Erde reichen muß. Der Faden wird dann nicht unsichtbar und wenn man den in der Luft hängen sieht ohne den Vogel, dann weiß man, was es an der Zeit ist.

Dietrich. Nun, was wurde denn aus eurem Versuch?

Der Wirt. Der tote Vogel blieb neben dem Neste hängen und wurde nicht unsichtbar, denn der alte Rabe konnte damals in hiesiger Gegend den Stein in keinem Zeisigneste finden.

Dietrich Schwalbe. Wer die Kunst recht versteht, kann den Stein auch mit einem Spiegel im Zeisigneste entdecken und erhalten. Es giebt noch einen anderen Stein, den Stein Quirim, der könnte euch auch sehr nützlich sein. Man findet ihn im Neste der Wiedehopfen, aber er ist schwer zu finden**). Wenn man ihn einem Menschen unter den Kopf legt, wenn er schläft, so muß er im Schlafe alles ausplaudern, was er auf dem Herzen hat. Denkt einmal, wenn ihr ihn da anwenden könntet, wo ihr Verdacht habt!

Der Wirt. Was hilft es, wenn man ihn nicht hat. Schafft ihn herbei, ihr könntet reich werden. Ich habe auch schon einmal einen Franziskaner angenommen, der hat mir den 109. Psalm zehnmal hinter einander herbeten müssen, dann soll sich der Dieb auch selbst melden, aber es hat alles nichts geholfen***). Würde ich nur, wer es wäre, ich ließe ihn totbeten, obgleich es viel Geld kostet. Denn seht einmal, wenn ein Franziskaner diesen Psalm alle Morgen und Abend ein ganzes Jahr lang betet, dann muß der, gegen den er betet, sterben; aber läßt er es auch nur einmal ausfallen, dann stirbt er selber. Die Sache ist daher kostbar†).

Dietrich. Muß es denn gerade ein Franziskaner sein?

Der Wirt. Ja, wer kann denn sonst den Psalm beten oder lesen als ein Mönch oder ein Geistlicher und wer kann die Sache sonst so

*) Schauplaß ungereimter Erzähl. II. II. S. 754.

**) U. a. D. II. III. S. 255.

***) U. a. D. S. 237. Buddaeus de atheismo et superstitione. cap. 9. § 2 in notis.

†) Epist. viror. obscuror.

regelmäßig abwarten? Die anderen Mönchsorden sind zu vornehm und ein Franziskaner thut's am wohlfeilsten. Aber was hilft's. Wir wissen ja nicht, wer es ist?

Dietrich Schwalbe. Ei, wenn wir das wüßten, wollten wir ihn wohl geschwinder klein kriegen als erst in Jahresfrist, und auch wohlfeiler.

Der Knecht kam von dem Viertelsmeister zurück und brachte die Nachricht, die Herren möchten sich einstweilen beruhigen, man hoffe den Dieben auf der Spur zu sein und vielleicht schon morgen den Thäter zu entdecken.

Der andere Tag brach an und die Quizows beschloßen, ihn noch in Ruppin zu verleben. Vormittags geriet die ganze Stadt fast in Aufruhr. Man hatte ziemlich sichere Spuren erhalten, nach welchen die bei den seitherigen Kirchendiebstählen und Hausdiebereien entwendeten Sachen noch in Ruppin sein mußten. Es war daher eine neue Haus-suchung angeordnet worden, die eben jetzt im Gange war. Bei dieser kam man auch in ein Haus, in welchem ein Geistlicher Namens Jakob Schildecke gewisse Zimmer inne hatte, wahrscheinlich mietsweise. Da die Häuser der Geistlichen bei solchen Durchsuchungen frei waren, so läßt sich vermuten, daß er hier nicht wohnte und daß man vielleicht zufällig, vielleicht auch durch eine Spur geleitet, hinein gedrungen war. Man fand darin eine Anzahl großer Kisten und als man sie öffnete, sehr viele goldene und silberne Sachen nebst vielen anderen Dingen, welche sämtlich als gestohlenen Gut erkannt wurden. Dies machte ein ungeheures Aufsehen und die schon lange genährte Erbitterung hatte nun unverhofft ein ebenso wenig vermutetes Ziel gefunden. Man ergriff den Geistlichen in seinem geistlichen Habit und ohne sich an dieses und seine Tonsur zu kehren, warf man ihn ins Gefängnis. Dies war ein großer Gewaltstreich und gegen alle damals bestehenden Gesetze, nach welchen man ihn der bischöflichen Gerichtsbarkeit überliefern mußte. Wann aber hat eine aufgeregte Menge ein anderes Gesetz als das ihres Willens anerkannt? In der allgemeinen Erbitterung kam man nicht einmal auf diesen Gedanken. Für unsere Quizows war die Sache wichtig genug, ihre Abreise zu verschieben, um so mehr, als sie mit Recht hoffen durften, ihr gestohlenen Gut wieder zu erlangen. Man sprach den ganzen Tag von nichts anderem. Gewiß hatte der Geistliche die Diebstähle nicht allein vollbracht, allein man hatte nun doch einen Thäter, durch welchen allenfalls mehr zu erfahren war. Am ersten Tage leugnete Jakob Schildecke jede Mitwissenschaft. Über Nacht war ihm aber besserer Rat gekommen. Graf Ulrich hatte sich eingefunden, um über den Gefangenen Gericht zu halten; auch seine Räte stellten sich ein und das Gericht wurde nach der Sitte der Zeit öffentlich unter

freiem Himmel vor dem Rathause gehalten. Der Verbrecher gestand ein, daß er seit längerer Zeit nicht bloß gemeine Diebstähle, sondern auch Kirchenraub begangen habe. Hierauf wurde das ganze Volk durch Glockengeläut zusammen berufen und mit den Geständnissen des Verbrechers bekannt gemacht. Nachdem er sich nochmals als schuldig des Verbrechens bekannt hatte und die Räte, Richter und Schöppen des Gerichts in üblicher Form das Urtheil gesucht hatten, erklärten sie ihn des Nachtdiebstahls und Kirchenraubes schuldig und erkannten, daß er damit den schimpflichsten Tod, nämlich den des Hängens, verwirkt habe. Das ganze Volk war mit diesem Urtheile sehr zufrieden. Der Verbrecher wurde, wie vorher, mit auf dem Rücken gebundenen Händen vorgeführt, das Urtheil wurde ihm vorgelegt und der Graf nebst dem Bürgermeister befohlen, es auszuführen. Darauf mußten die Bürger das Los mittels der Würfel werfen; es traf zwei derselben, Koppelin Königsberger und Henning Kelber, durch welche er, nachdem man ihn zum Galgen gebracht hatte, sofort aufgehängt wurde. Eine Handlung dieser Art hatte damals, wo sogar Fürsten sie nicht scheuten, nichts Entehrendes*).

Nachdem er tot war, kam man endlich zur Besinnung. Die übrigen Geistlichen der Stadt sungen mächtig an zu toben und verkündigten sofort, daß die Stadt mit dem Banne belegt werden würde. Man überzeugte sich leicht, daß dies nur zu wahrscheinlich sei und ließ den Kopf gar sehr hängen, denn notwendig gingen daraus eine Menge von Übeln für die Stadt hervor. Allein man konnte den Toten nicht wieder lebendig machen und hätte es aus Erbitterung gegen ihn wohl nicht einmal gethan, selbst wenn es möglich gewesen wäre. Es blieb nichts übrig als über sich ergehen zu lassen, was da kommen wollte.

Die Quitzows erhielten noch an dem nämlichen verhängnisvollen Tage ihr gestohlenen Gut zurück und brachen am anderen Morgen früh von Ruppin auf. Sie nahmen denselben Weg, den sie gekommen waren; allein von Mezelthin aus verließen sie ihn und gingen über Bückwitz nach Neustadt an der Dosse. Es war dies ein sehr unbedeutendes Städtchen, welches Lippold von Bredow gehörte, woran aber die von Rohr den vierten Theil hatten. Auf dem Burgwalle bei der Stadt besaß Lippold ein Schloß, doch hatten die von Rohr auch eine Wallstelle und den vierten Theil von der dabei befindlichen Mühle**). Lippold stand mit den Grafen von Ruppin in Unterhandlungen wegen des Verkaufs dieser Besizung, welche schon seit einiger Zeit Lust bezeigt hatten, sie zu erwerben, und war mit seiner Familie eben hier anwesend.

*) Dietrich, hist. Nachricht von den Grafen zu Lindow S. 83. 84. Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 184. (In letzterem nicht ganz richtig.)

***) Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 471.

Dietrich hatte in Bezug auf seinen Schwiegervater einiges mit ihm zu verhandeln, dessen Güter früher zur Niederlausitz gehört hatten, dann von Kaiser Karl IV. zur Mark gelegt worden waren und jetzt von Jobst bei dessen Besetzung der Niederlausitz wieder zu dieser gerechnet wurden. Da die Quitzows ihn von Dietrichs Hochzeit her kannten, so durften sie hoffen, gut aufgenommen zu werden.

So war es denn auch, und beide fühlten sich bald bei ihm recht heimisch. Er hatte sich auf einige Wochen hierher geflüchtet, um einmal entfernt von dem wirren Treiben seines hohen Amtes seiner Familie leben zu können, und diese war hier fast vollständig versammelt. Seine alte Mutter, die Witwe des Ritters Copelins von Bredow, namens Elisabeth, deren Witwensitz das Dorf Behlesanz war, und welche sonst in Gremmen lebte*), hatte die Reise nicht gescheut und war, ungeachtet sie hoch in den siebziger Jahren war, noch rüstig und kräftig genug. Sein Bruder, Peter von Bredow, bis vor kurzem auf Schloß Friesack wohnhaft, war ebenfalls anwesend, nicht aber sein zweiter Bruder, Matthias auf Heiligensee. Dagegen waren seine drei Kinder hier, Matthias der älteste, jetzt 17 Jahre alt und seit kurzem in Diensten der Grafen von Lindow und Herren zu Ruppin, Agnes, jetzt 15 Jahre, und Achim, noch nicht 7 Jahre alt. Ritter Lippold, obgleich erst 53 Jahre, war doch bedeutend gealtert; sein Gesicht verriet die Spuren der Sorgen und Anstrengungen, welchen er in seiner Stellung nicht entgehen konnte, und so sehr er sich bemühte, heiter und freundlich zu sein und zu scheinen, so wenig konnte er doch verbergen, daß ihn Kummer drückte.

Unseren beiden Freunden fiel dies auf und Lippold entging es nicht, daß sie es merkten. Er trat ihnen deswegen offen entgegen und sprach: Lieben Freunde, wundert euch nicht, mich mitunter finster zu sehen und weniger freundlich, als ich es selber wünschte; aber seid überzeugt, daß mir nichts mehr leid thun würde, als wenn dies eure eigene Heiterkeit verstimmen sollte, oder wenn ihr gar glauben solltet, euer Besuch mache mir nicht Freude. Seht, ich habe so gar vieles, das nicht ist, wie es sein sollte, — wenn auch, Gott sei Dank, nicht in meiner Familie, — daß ihr es wohl natürlich finden werdet, wenn zuweilen eine Wolke des Unmuths durch meinen Sinn dahinfliegt. Ich soll gar zu vielen viel sein und überall sind mir die Hände gebunden. Mehr kann ich euch für jetzt nicht sagen; aber vielleicht findet sich weiterhin noch Gelegenheit und Veranlassung, mit euch über dies und jenes zu plaudern, was sich wohl um so leichter thun wird, als ihr ja nicht meines Herrn Mannen seid.

Dietrich. Aber es wohl gern werden möchten.

*) Gercken, Cod. diplom. T. VI. S. 522.

Lippold. Wie, habt ihr Herrn Sobsten so lieb?

Dietrich (lachend). Nein, wahrhaftig nicht, und wenn es geschieht, so geschieht es gewiß nicht feinewegen.

Lippold. Seit langer Zeit höre ich wieder zum erstenmal von tüchtigen Leuten den Wunsch aussprechen, sich bei uns überzufiedeln. Ei, das thut mir ordentlich wohl. Nun, wer weiß, dazu würde sich ja Rat finden und wir sprechen wohl noch darüber. Für jetzt laßt's euch wohl sein in meinem Hause und seid überzeugt, daß ihr euch unter redlichen und wohlmeinenden Freunden befindet.

Man folgte seinem Rate und da niemand viele Umschweife machte, so befand man sich bald mit allen Familiengliedern auf einem behaglichen Fuß. Wunderbar still aber war Johannes geworden und ganz in sich vertieft. So oft es nur die Schicklichkeit erlaubte, hatte er seine Augen auf Agnes gerichtet, welche im Zimmer anwesend, wohl bemerkte, wie emsig sie beobachtet wurde. Er hatte sie schon auf der Hochzeit seines Bruders gesehen; obgleich sie damals noch ein Kind war, hatte das überaus liebliche Gesicht, auf welchem sich die reinste Unschuld und weibliche Milde abspiegelte, einen unverlöschbaren Eindruck auf ihn gemacht. Es giebt Kindergesichter, über welche ein unendlicher Zauber von Anmut ausgegossen ist; unwillkürlich ist man genötigt, sich in ihrem Anschauen zu verlieren und wendet nur ungern das Auge hinweg, um es bei der ersten Gelegenheit wieder darauf zu richten. Es liegt ein solcher Himmel von Güte, Sanftmut, Unschuld und Naivität darin, daß man mit der Betrachtung nimmer fertig zu werden glaubt. So war es Johannes mit Agnes von Bredow gegangen. Er hatte sich noch lange des Zaubers erinnert, den damals dies reizende Gesicht auf ihn ausgeübt hatte, in welchem ihn, er wußte nicht was, so tief angezogen hatte. Jetzt stand sie wieder vor ihm, aber in holder, errötender Jungfräulichkeit, weiter ausgebildet, als ihre Jahre dies hätten vermuten lassen, und das Gesicht verschönt durch den namenlosen Reiz hold erblühender Weiblichkeit und feinen, gefühlreichen Ausdrucks. Dabei besaß sie eine edle Gestalt, die, zwar noch in der Ausbildung begriffen, schon jetzt die Gewähr leistete, daß ihr jene reizende Fülle, welche das Ebenmaß und die plastische Schönheit der Form verlangt, in kurzer Zeit nicht fehlen werde. Über das ganze Wesen war eine solche Weichheit und Geschmeidigkeit in Umrissen, Haltung und Bewegung ausgegossen, daß das Auge mit Vergnügen die innigste Harmonie zwischen dem Ausdruck des Gesichts und der Gestalt gewahr wurde und von neuem Zauber gefesselt, in der Vergleichung nicht ermüdete.

Ritter Lippold bat, daß man sich eine Viertelstunde ohne ihn behelfen möge, da einige Geschäfte ihn abriefen. Die Zurückbleibenden

nahmen Platz und Agnes griff zur Spindel, die sie überaus grazios behandelte.

Es freut mich recht, fing endlich Johannes zu ihr gewendet an, euch holde Jungfrau wiederzusehen und die Bekanntschaft mit euch erneuern zu können, wenn ihr euch anders meiner noch von Berlin her erinnert.

Agnes. O, wohl erinnere ich mich dessen, es ist ja noch nicht so gar lange her.

Johann. Das wohl nicht; aber es waren der Männer so viele, daß es wohl zu entschuldigen wäre, wenn ihr mich gar nicht bemerkt hättet.

Agnes. Den Bruder des Bräutigams wird doch wohl niemand unbemerkt lassen. Mich wundert nur, daß ihr mich wieder erkennt, denn ich war noch gar jung und ein bloßes Kind.

Johann. Ei, holdseliges Fräulein, wer euch einmal sah im Leben, der vergißt euch nicht.

Agnes wurde wie mit Purpur übergossen, sie wollte aufblicken, schlug aber sogleich die Augen wieder nieder und sprach: Ich weiß nicht, wie ihr dazu kommt, mir das zu sagen.

Johann. Verzeiht, wenn ich etwas sprach, das ihr nicht gern hört, ob schon ich auch nicht mehr gesagt habe, als was wahr ist.

Die alte Elisabeth. Sa, ja, ihr habt recht; seht, sie ist von jeher mein Goldpüppchen gewesen, und wenn sie so schmuck ist, habe ich auch mein Teil daran, denn ich habe sie gehütet wie meinen Augapfel und ich habe immer gesagt: laßt die nur einmal groß werden, nach der werden die Mannsbilder einmal gucken!

Agnes. O, liebe Großmutter, was spricht ihr da!

Elisabeth. Na, willst du das leugnen? Was? Habe ich das etwa nicht gesagt? Sprich, ist das nicht wahr?

Johann. Ihr habt gewiß immer große Liebe zur Jungfrau getragen?

Elisabeth. Ach, ich sage euch, vielmehr noch als ihre Mutter. Sa, ich habe sie gepflegt, als sie noch so klein war, daß sie da in eurem Schuh hätte liegen können und habe Tag und Nacht neben ihrer Wiege gesessen, daß sie nicht ausgetauscht und verwechselt wurde. Sa, ja, seht sie nur an, sie ist es noch selbst und keine andere. Ach, die Mutter hat so nicht darauf acht gegeben; nun freilich, sie wußte ja, daß ich da war. Und als sie krank wurde an den Zähnen, da habe ich sie gepflegt und habe ihr Kräuter um den Hals gebunden und sie hat alle Zähne gut bekommen. Darauf wurde sie wieder krank an den Augen, daß wir dachten, sie würde erblinden. Da hab' ich Tag und Nacht auf meinen Knien gelegen und zur heiligen Ottilia gebetet, denn die ist gar mächtig bei Augenkrankheiten, und es hat wieder geholfen; nun seht

einmal, was sie für schöne klare Augen hat, — na Agnes, so mache sie doch auf, daß sie der junge Herr ansehen kann. S, wer wird denn rot werden, die Augen kann man einem jeden Christenmenschen zeigen, wenn er keinen bösen Blick hat, ohne sich zu schämen. Aber sie ist auch immer ein gutes Kind gewesen und folgsam; bloß beim Spazierengehen, da —

Agnes. Aber liebe Großmutter, unsere Gäste langweilen sich dabei.

Dietrich. O, ganz und gar nicht. Fahrt nur fort, werthe Frau.

Agnes wollte sich entfernen; aber Elisabeth kam dem zuvor. Siehst du wohl, sprach sie, sie hören gern zu, nun lauf du mir nicht weg, sondern setz dich dahin und höre, wie du mir manchmal Angst gemacht. Ja, beim Spazierengehen, da lief sie gar zu gern in das Korn und versteckte sich darin. Na, wer konnte denn so einen kleinen Kniehoch darin sehen? Seht, da hab' ich oft große Angst ausgestanden, daß die Roggenmuhme*) sie mir einmal wegfishen würde, und dann hätte ich sie nimmer wieder gekriegt. Da schrie ich denn: Agnes, Agnes! — aber sie antwortete erst nicht, bis sie endlich rief: hier; und wenn ich kam, dann that sie, als ob ich die Roggenmuhme wäre, entfloh mir und versteckte sich abermals. Einstmals, da war —

Agnes. Liebste Großmutter, ich bitt' euch, laßt es gut sein. Ihr beschämt mich.

Elisabeth. Ei was, du hast niemals etwas gethan, worüber du dich zu schämen hättest, und das ist Ziererei, die ich einmal nicht leiden kann. Laßt euch dadurch nicht abhalten, ihr Herren, zuzuhören, denn es macht mir immer Freude, zu erzählen, und am liebsten erzähle ich jungen Männern, die das Alter gebührend ehren und auch von einer alten Frau noch was lernen zu können glauben. Fünfundsiebzig Jahr ist ein schönes Alter, — und darin kann man schon was erfahren. Aber, was wollt' ich doch gleich erzählen, — ja, was war es denn? — Ist es mir doch ganz entfallen.

Johannes. War es vielleicht von eurem seligen Ehegemahl?

Agnes warf ihm einen dankbaren Blick zu und sprach: Ihr könntet ja einmal erzählen, wie Markgraf Ludwig euren seligen Herrn in seine Familie aufnahm und in seinen Schutz mit dem Schlosse Plote.

Elisabeth. Das ein andermal, das war's aber nicht. Hm, daß mir auch das entfallen mußte und nun will mich keiner darauf bringen. Wovon sprachen wir denn? Ach, ihr meint's alle nicht ehrlich; da sitzen sie nun und lassen eine alte Frau sich mit ihrem Gedächtnis abquälen, daß es eine Schande ist. Wäre nur Lippold dabei gewesen, der würde es schon wissen. Ihr junges Volk habt gar kein Gedächtnis

*) Ein in der Mark bekanntes Gespenst. Schauplatz ungereimter Erzähl. *Al. I. b. S. 433. 434.*

und vergeßt alles, sowie man es euch gesagt hat. Und auch du Agnes, du vergißt auch, was deine Großmutter —

Agnes. (Küßt ihr die Hand.) Für mich gethan hat und wie sie mich liebt? O niemals, mein Großmütterchen, niemals.

Elisabeth. Kleine Schmeichlerin. Ja, so ist sie, man kann ihr gar nicht böse werden, wenn man auch einmal möchte. Ich will's euch nur voraus sagen, ihr werdet sie alle beide sehr lieb gewinnen, denn ich habe schon oft gedacht, wenn ich ein Mannsbild wäre, die müßte —

Indem trat Lippold herein und unterbrach das Gespräch, offenbar zu Agnes' großer Beruhigung. So unbegrenzt auch ihre Verehrung für die alte wackere Frau war, so gern sie auch wahrscheinlich unter vier Augen mit ihr sprach, so war doch ihre Redseligkeit auf eine Bahn geraten, welche Agnes ihren Gästen gern verschloß.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung und drehte sich insonderheit um die politischen Ereignisse der Zeit. Wir folgen ihm jedoch darin nicht, sondern fassen kurz zusammen, was wir von dem ferneren Aufenthalt der Quitzows in Neustadt zu berichten haben.

Sie blieben drei Tage daselbst und befreundeten sich mit der wackern Familie auf die innigste Weise. Johann ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, sich Agnes immer mehr zu nähern und offenbar sah sie das nicht ungern. Dietrich vertraute Herrn Lippold seinen Plan, sich nach der Mark überzusiedeln und fragte ihn um seinen Rat. Lippold antwortete: Das Einfachste wäre, ihr liebet euch von Markgraf Sobst gegen Zahlung einer Pfandsomme mit irgend einem Schlosse belehnen, sobald ein solches erledigt wird. Allein so viel ich aus euren Reden bemerkt habe, liegt euch eben nicht viel daran, ruhig euren Kohl zu bauen?

Dietrich. Bewahre mich der Himmel. Ich denke in ritterlicher Weise zu leben und zu sterben, und für meine und des Landes Ehre wünsche ich zu wirken.

Lippold. Dann darf es nicht eben ein kleines Gut sein, das ihr ins Auge faßt, und Sobst giebt es gewiß um keine kleine Pfandsomme fort.

Dietrich. Darauf sollte mir es nicht ankommen, denn ich bin wohlhabend. Dagegen wünschte ich mir Wege geöffnet zu sehen, nicht zu einem Hofamte, denn das begehre ich nicht, wohl aber zu Verbindungen mit den Edlen des Landes. Denn allein darin glaube ich gegen die Verderbnisse der jetzigen Zeit Heil zu finden.

Lippold. Ihr könntet wohl recht haben. Euer Name ist nicht unberühmt, aber wollt ihr meinem Rate folgen, so thut zuvor noch einiges, euren Ruhm zu vergrößern, daß Sobst aufmerksam auf euch werde. Dann, wenn dies geschehen, ist das sicherste Mittel, daß ihr

gegen ihn handelt. Seid ihr ihm furchbar geworden, so wird er euch zu gewinnen suchen und dann habt ihr leichtes Spiel. Aber übereilt euch nicht und macht ihm die Sache nicht zu leicht. Sie wird euch dann nicht mißlingen.

Dietrich. Habt Dank für diesen Rat. Ich denke, er soll gute Früchte bringen.

Nachdem die drei Tage verflossen waren, ritten unsere Duitzows von dannen und schlugen den Weg nach Havelberg ein. Mein Plan ist gemacht, sprach Johann zu seinem Bruder, ich heirate Agnes Bredow, oder keine.

Dietrich teilte ihm demnächst mit, was wir zum teil schon wissen. Unter Gesprächen darüber kamen sie in Havelberg an. Sie fanden den Bischof Johannes höchlich entrüstet über den vorgefallenen Frevel in Neu-Ruppin. Die Grafen und die Stadt hatten sich entschuldigt, daß sie den Geistlichen nicht aus Verachtung der Kirchenfreiheit und der Rechte der Kirche, sondern wegen schwerer und greulicher Verbrechen, die er begangen, hätten aufhängen lassen, und daß die Vergreifung an einer geistlichen geweihten Person ihnen herzlich leid sei*). Allein es hatte dies nichts geholfen. Johann hatte den Bannfluch über sie ausgesprochen, und es war bereits wegen der päpstlichen Bestätigung an den Papst Bonifaz IX. berichtet worden. Die Duitzows mußten ihm ausführlich erzählen, wie es dabei zugegangen sei, doch legte sich sein Zorn dadurch nicht, so strafbar er auch den Priester fand. Für die Stadt war dies ein großes Unglück. Die feindlichen Nachbarn brauchten jetzt gar keinen Grund, sie zu befehdn, denn es war schon hinreichend, daß sie gebannt waren. Kein Ruppiner war, sowie er aus den Thoren ging, seines Lebens sicher; man lauerte ihnen auf und fing sie weg; in der Stadt waren alle Kirchen geschlossen, keine Glocke tönte und selbst den Sterbenden wurden die Sakramente verweigert. Man konnte weder Hochzeit machen, noch ein Kind taufen lassen, und wer da starb, durfte kaum auf eine Erlösung aus dem Fegefeuer hoffen, wenn er nicht gar in Ewigkeit der Hölle übergeben wurde. Alles, was unsere beiden Duitzows durch ihre Entschuldigung des Verfahrens bei dem Bischofe bewirken konnten, bestand darin, daß er versprach, dem Papste das reumütige Bekenntnis der Ruppiner bald möglichst zugehen zu lassen und zugleich die Bitte hinzufügen zu wollen, den Bann, sobald es der heilige Vater thun könne, zu lösen und darin hielt er Wort.

*) Dietrich, Nachrichten von den Grafen zu Lindow. S. 84.